

Michael Butter
Regina Grundmann
Christina Sanchez
(Hrsg.)

Zeichen der Zeit

Interdisziplinäre Perspektiven zur Semiotik



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

INHALTSVERZEICHNIS

MICHAEL BUTTER, REGINA GRUNDMANN UND CHRISTINA SANCHEZ Einleitung: Zur neuen Aktualität der Semiotik	9
CHRISTINA SANCHEZ Warum die Dinge heißen, wie sie heißen: Semiotische Überlegungen zum Zusammenhang von Form und Inhalt sprachlicher Zeichen	17
DANIELA WAWRA Gender-Forschung aus pragmatisch-semiotischer Perspektive: Der Kommunikationsstil von Frauen und Männern in professionellen Kontexten	37
MARTIN FURHOLT UND PHILIPP STOCKHAMMER Wenn stumme Dinge sprechen sollen: Gedanken zu semiotischen Ansätzen in der Archäologie	59
HEINRICH KIRSCHBAUM Im Zeichen der Zensur: Zwei Aktualitäten der Tartu-Moskauer Semiotikschule	73
REGINA GRUNDMANN Ein „Zeichen für ewig“? Das Zeremonialgesetz zwischen Haskala und <i>Wissenschaft des Judentums</i>	87
HENRIKE MANUWALD Ein illuminiertes Codex aus dem 13. Jahrhundert als Testfall für eine semiotische Text-Bild-Analyse	105
MIRIAM VOLMERT Landschaftszeichen: Bildsemiosen in der holländischen Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts	125
MICHAEL BUTTER „Just a man with a little moustache“: Zur Komik visueller Hitlerdarstellungen	143

Einleitung: Zur neuen Aktualität der Semiotik

Im Vorwort zur zweiten, im Jahr 2000 erschienenen Auflage seines *Handbuchs der Semiotik*, das ursprünglich 1985 veröffentlicht wurde, konstatiert Wulf Ingeborg Nöth eine „enorme Expansion der Semiotik und des semiotischen Feldes seit den 1980er Jahren“, die sich in der Publikation zahlreicher semiotischer Zeitschriften, Monographien und Überblickswerke niederschlägt (vi). Diese Beobachtung erscheint uns richtig und falsch zugleich. Sie ist zutreffend, wenn man den Bereich berücksichtigt, den Nöth die „implizite Semiotik“ nennt, „all jene Forschungen also, die mit Zeichenprozessen befaßt sind, ohne sich selbst explizit als ‚semiotisch‘ zu begreifen“ (vi). Der Zeichenbegriff ist heute für die Kulturwissenschaften sowie für immer größere Teile der Sozial- und Naturwissenschaften sicherlich noch wichtiger, als er es bereits während der 1980er Jahre war. Da sich all diese Disziplinen mit Zeichen beschäftigen, kann man sie aus einer bestimmten Perspektive natürlich als semiotisch bezeichnen. Gleichzeitig darf jedoch nicht vergessen werden, dass in den Selbstbeschreibungen dieser Disziplinen der Begriff ‚Semiotik‘, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle spielt. Aus genau diesem Grund erscheint uns Nöths Aussage auch als unzutreffend. Während die Beschäftigung mit Zeichen heute verbreiteter denn je ist, hat ganz offensichtlich „jene Wissenschaft [...], die sich selbst als eine Semiotik (oder auch als Semiologie) begreift“ und die Nöth daher als „explizite Semiotik“ bezeichnet (vi), seit der Erstauflage des *Handbuchs* trotz der Neugründung semiotischer Zeitschriften und der Veröffentlichung einiger Sammelbände und Monographien an Boden und auch an Wichtigkeit verloren.

Die Gründe für das abnehmende Interesse an der Semiotik sind zu vielfältig und komplex, um in diesem Rahmen erörtert werden zu können. Einerseits – dies zeigt die Ausbreitung der ‚impliziten‘ Semiotik – scheint semiotisches Denken bis zu einem gewissen Grad mittlerweile so verbreitet zu sein, dass es Teil der *tacit assumptions*, der stillschweigend akzeptierten Grundlagen vieler Disziplinen, geworden ist und daher nicht mehr reflektiert oder thematisiert wird. Andererseits hat der Schritt vom Strukturalismus zum Poststrukturalismus eine Akzentverschiebung bewirkt von der Systembeschreibung, der sich die Semiotik immer verpflichtet fühlte, zur Analyse des Einzelphänomens, für die prototypisch auf die eher eklektische und teilweise anekdotische Herangehensweise des New Historicism verwiesen werden kann. Analog erscheint die zunehmende Betonung sozialer, sexueller, geschlechtlicher und ethnischer Differenz

in den Kulturwissenschaften ebenfalls nur schwer mit dem systematischen Charakter ‚expliziter‘ semiotischer Analysen vereinbar.¹

Dementsprechend unterscheidet sich unseres Erachtens das Versprechen der Semiotik zu Beginn des 21. Jahrhunderts beträchtlich von demjenigen der 1930er bis 1980er Jahre. Während Charles W. Morris die Semiotik als Meta-wissenschaft skizzierte, die geeignet sein könnte, durch die Reinigung, Vereinfachung und Systematisierung der Wissenschaftssprache(n) alle Wissenschaften auf gemeinsamer Grundlage zu vereinheitlichen, erscheint eine solche fächerübergreifende Systematisierung mit Hilfe der Semiotik aus heutiger Perspektive unmöglich. Zudem offenbart die von Morris projektierte „unification of science“ in Zeiten von identitätspolitisch konzeptionalisierter *difference* und postrukturalistischer *différance* mehr dystopisches als utopisches Potential (17). Doch selbst wenn die Vereinheitlichung der Wissenschaften, die Schaffung einer Metadisziplin, in der alle sich mit Zeichen befassenden Disziplinen aufgehen, sicherlich wenig wünschenswert ist, hat gleichzeitig die Frage nach produktivem interdisziplinärem Dialog zwischen den Fächern, die den Ausgangspunkt von Morris' Überlegungen bildet, weiter an Wichtigkeit gewonnen. In Zeiten, in denen neue Fragestellungen beständig traditionelle Disziplinengrenzen überwinden und das Schlagwort ‚Interdisziplinarität‘ in keinem Drittmittelantrag mehr fehlen darf, sehen wir das Versprechen der Semiotik darin, in sinnvoller Art und Weise interdisziplinären Austausch zu ermöglichen. Die interdisziplinären Perspektiven zur Semiotik, die der Untertitel des vorliegenden Bandes verspricht und die folgenden Aufsätze einlösen, sind daher immer auch Erkundungen der interdisziplinären Perspektiven der Semiotik.

In den einzelnen Aufsätzen liegen unterschiedliche Ausprägungen (wie die Saussure'sche oder Peirce'sche Schule) oder Theoreme (wie Ikonizität oder Konventionalität) der Semiotik als Erkenntnis bestimmende Theorie der Analyse zugrunde. Während der gemeinsamen Diskussionen der Referate, aus denen die Beiträge in diesem Band hervorgegangen sind, fungierten diese Ausprägungen und Theoreme und schließlich vielleicht sogar die Semiotik an sich in anderer Art und Weise. Sie wurden zu Konzepten im Sinne von Mieke Bals *Travelling*

¹ Diese Beobachtungen gelten, wie die Beispiele deutlich machen, vor allem für die aus den Philologien hervorgegangenen Kulturwissenschaften. Andere Disziplinen haben den Schritt zur Semiotik hin erst später vollzogen und dadurch das Analysepotential gewonnen, das die semiotische Ausrichtung den Literaturwissenschaften schon in den 1970er Jahren brachte. Zugleich kann der systematische Anspruch der Semiotik noch immer auch in kulturwissenschaftlichen Analysen ein nützliches (und vielleicht notwendiges) Element der Analyse sein. So betonte Christina Wald, aus deren Vortrag leider kein Beitrag für diesen Band entstehen konnte, in der Abschlussdiskussion des Kolloquiums, dass sie dasselbe Thema bereits einige Monate zuvor ohne Rückgriff auf semiotisches Gedankengut bearbeitet habe, dieses Mal aber erheblich weitergekommen sei. Die relative Strenge der klassisch-strukturalistischen semiotischen Analyse habe ihr sehr geholfen, ihre Gedankengänge und Ergebnisse zu systematisieren.

Concepts in the Humanities: A Rough Guide (2002). In dieser Studie über die Möglichkeiten interdisziplinären Arbeitens theoretisiert Bal unter anderem *image, framing* und *performativity* als Konzepte und zeichnet ihre Reise durch die verschiedensten geisteswissenschaftlichen Disziplinen und die damit verbundenen Bedeutungsverschiebungen nach. „Concepts“, schreibt sie, „are sites of debate, awareness of difference, and tentative exchange. Agreeing doesn't mean agreeing on content, but agreeing on the basic rules of the game: if you use a concept at all, you use it in a particular way so that you can meaningfully disagree on content“ (13). Aus diesem Grund, so argumentiert sie wenig später, seien Konzepte „the tools of intersubjectivity: they facilitate discussion on the basis of a common language“ (22). Unsere gemeinsamen Diskussionen, die hier leider nur indirekt dokumentiert werden können, aber die Verschriftlichung der Vorträge nachhaltig beeinflusst haben, bestätigen Bals Postulat.

Die Tagung, aus der dieser Band hervorgegangen ist, war ein Erfolg, weil der gemeinsame Bezug auf die Semiotik den interdisziplinären Austausch erleichterte. Engagierte Diskussionen zwischen Linguistik, Archäologie, Kunstgeschichte, Germanistik, Slawistik, Anglistik und Amerikanistik waren möglich, weil die Semiotik ein Vokabular zur Verfügung stellte, das es den Diskutanten erlaubte, miteinander in einer gemeinsamen Sprache zu sprechen, und verhinderte, dass aneinander vorbeigeredet wurde. So traten ganz im Sinne Bals konzeptionelle Unterschiede ebenso hervor wie Gemeinsamkeiten zwischen manchen Disziplinen, und, wie von Bal antizipiert, endeten manche Auseinandersetzungen nicht harmonisierend, sondern mit einer scharfen Betonung der unterschiedlichen Auffassungen. Die Peirce'sche Theorie wird im Beitrag von Katrin Amian anders rezipiert als im Aufsatz von Henrike Manuwald, und das von Remigius Bunia vorgeschlagene Zeichenmodell steht konträr zu dem in den meisten anderen Beiträgen propagierten. Der Rekurs auf semiotische Konzepte brachte all diese Differenzen ans Licht und ermöglichte eine fruchtbare interdisziplinäre Diskussion der zur Debatte stehenden Themen und Theorien. Die Differenzen zwischen den einzelnen Disziplinen blieben zwar bestehen, wurden aber klar konturiert und damit nachvollziehbar. Bei allen Unterschieden jedoch zog sich eine Erkenntnis durch alle Vorträge und Diskussionen und daher auch durch die folgenden Aufsätze: Zeichen funktionieren immer auf Grundlage von Konventionen, die historisch wachsen und sich somit mit der Zeit herausbilden. Selbst wenn sie sich nicht auf das Thema ‚Zeit‘ konzentrieren, zeigen daher alle Beiträge mehr oder weniger explizit die temporale Dimension von Signifikationsprozessen auf. Alle Zeichen sind in diesem Sinne immer auch ‚Zeichen der Zeit‘.

Die in diesem Band versammelten Aufsätze erheben nicht den Anspruch die Geschichte der Semiotik oder ihre derzeitigen Anwendungsformen komplett und systematisch nachzuzeichnen. Sie thematisieren, wie unterschiedliche geisteswissenschaftliche Disziplinen gegenwärtig semiotische Theoreme und Konzepte

rezipieren und für die kulturwissenschaftliche Interpretation ihrer jeweiligen Gegenstandsbereiche nutzbar machen. Den Band eröffnen die Beiträge aus dem Bereich der Linguistik, da die dort praktizierte semiotische Analyse noch auf diejenigen Theorien der Begründer der Semiotik wie Ferdinand de Saussure und Charles William Morris rekurriert. Die darauf folgenden Beiträge loten die Relevanz der Semiotik für die ihre jeweilige Disziplin aus, indem sie semiotische Theorien auf konkrete Einzelphänomene anwenden. Vor diesem Hintergrund problematisieren sie gleichzeitig diese Theorien oder fragen ganz explizit nach den Grenzen der Semiotik. Über die theoretischen Grundlagen dieser Aufsätze hinausgehend, beschließen den Band dementsprechend die Beiträge, die entweder eine radikale Revision etablierter Zeichenmodelle vorschlagen oder alternative Modelle diskutieren.

Der erste, von Christina Sanchez verfasste Beitrag führt in die Grundbegriffe der linguistischen Semiotik ein. Sanchez greift eine zentrale semiotische Fragestellung auf, indem er unterschiedliche Ursachen dafür anführt, warum die Dinge heißen, wie sie heißen. Sie diskutiert nicht nur, ab wann von einer vollständigen Motivation eines Wortes zu sprechen ist, sondern zeigt auch auf, welche Hindernisse bei der Motivation von Wörtern auftreten können.

Das *gender*-Konzept und Erkenntnisse angewandter *gender*-Forschung zur Kommunikation der Geschlechter untersucht Daniela Wawra aus pragmatisch-semiotischer Sicht anhand des weiblichen und männlichen Kommunikationsstils in einem professionellen Kontext. Sie stellt die Frage nach den Zeichen der Zeit hinsichtlich der Gleichstellung der Geschlechter. Wawra legt zum einen dar, wie sich Frauen und Männer in ihrem Zeichengebrauch unterscheiden und wie dieser interpretiert werden kann, zum anderen geht sie den praktischen Konsequenzen des unterschiedlichen Kommunikationsstils von Männern und Frauen nach.

Die Möglichkeiten, aus der Linguistik stammende semiotische Ansätze auf das Quellenmaterial der Prähistorischen Archäologie anzuwenden, thematisieren Martin Furholt und Philipp Stockhammer. Dabei zeigen sie auch die engen interpretatorischen Grenzen, die sich aus der nicht-schriftlichen Form der Quellen ergeben. Furholt und Stockhammer diskutieren verschiedene Ansätze zur Rekonstruktion der formal-strukturellen Ebene der Zeichenordnung und der Zeichennutzung und machen deutlich, inwiefern die Annäherung an die Rekonstruktion prähistorischer Zeichensysteme auf der formal-strukturellen Ebene in der Prähistorischen Archäologie einen gewinnbringenden Ansatz darstellen kann. Ein weitaus größeres Problem für die Prähistorische Archäologie sehen die Autoren in der Rekonstruktion von Bedeutungsinhalten prähistorischer Zeichen.

Heinrich Kirschbaums wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag ist dem kontextuellen Konnex der russischen Semiotik gewidmet. Am Beispiel der Aussagen der Teilnehmer der Tartu-Moskauer Semiotik-Schule von den 1960er bis in die 1980er Jahren weist er nach, dass die Mitglieder dieser Schule, die zu den füh-

renden russischen Intellektuellen gehörten, keineswegs von einem elitären Selbstbewusstsein geleitet waren. Im Gegenteil: Die apolitische Tartu-Moskauer Semiotik-Schule verstand sich nicht nur als Alternative zur offiziellen Wissenschaft, sondern auch als Opposition zum ‚normalen‘ Dissidententum. Die Arbeit der Schule vollzog sich im Zeichen der Zensur – für die russischen Semiotiker war die Zensur jedoch nicht nur ein Hindernis, sondern die aus der Zensur resultierende Selbstzensur fungierte auch als Kontrolle ihrer wissenschaftlichen Kompetenzen.

Regina Grundmann zeigt in ihrem religionsgeschichtlichen Beitrag anhand repräsentativer Deutungsmöglichkeiten des Zeremonialgesetzes von Moses Mendelssohn über Leopold Zunz bis Heinrich Heinrich die Transformation des jüdischen Selbstverständnisses mit Beginn der Moderne auf. Während bis zur Haskala der Offenbarungscharakter und somit die Normativität des Zeremonialgesetzes als eines integralen Bestandteils der jüdischen Religion nicht infrage gestellt wurde, setzt mit der jüdischen Aufklärung der Prozess der Entsakralisierung und Historisierung dieses Gesetzes ein. Sie weist nach, wie im Kontext des Zeremonialgesetzes im letzten Viertel des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Funktion sprachlicher Zeichen erörtert wird, und macht die semiotische Dimension der Auseinandersetzung der führenden Repräsentanten des zeitgenössischen Judentums mit den jüdischen Riten sichtbar.

Die Aufsätze von Henrike Manuwald, Miriam Volmert und Michael Butter bilden eine thematische Einheit, da sich alle drei Aufsätze mit visuellen Zeichen befassen. Manuwald und Butter leisten zudem einen Beitrag zur Diskussion über das Text-Bild-Verhältnis. Henrike Manuwald erörtert in ihrem Beitrag die Möglichkeiten und Grenzen semiotischer Betrachtungsweisen an dem repräsentativen Beispiel der ‚Großen Bilderhandschrift‘. Die Besonderheit dieser fragmentarisch überlieferten Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, die das Epos *Willehalm* Wolframs von Eschenbach enthält, liegt in der Aufteilung *jeder* Seite in eine Text- und eine Bildspalte. In ihrer methodologisch ausgerichteten, exemplarischen Analyse zeigt Manuwald, dass eine ikonographische Gegenüberstellung von Text und Bildern im Fall der Handschrift nicht ausreicht; erst durch eine semiotische, der Medienverbindung gerecht werdenden Text-Bild-Analyse können Text- und Bildaussage zusammen gebracht werden.

Miriam Volmerts Beitrag untersucht aus semiotischer Sicht die zentrale identitätsstiftende Bedeutung der tonalen holländischen Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts. Über das mimetische Potential der Landschaftsmalerei hinausgehend weist sie nach, dass die ikonischen Zeichen selbst das Bild der Wirklichkeit entscheidend mitbestimmen. Volmert zeigt auf, dass die Entwicklung kodierter ikonischer Landschaftszeichen auf identitätsstiftende Prozesse zurückzuführen ist und dass die Landschaftszeichen gleichzeitig diese Prozesse selbst formiert haben.

Michael Butters Beitrag thematisiert den Unterschied zwischen literarischen und visuellen Hitlerdarstellungen in der westlichen Kultur. Während Hitler in der Literatur fast ausschließlich als Inkarnation des Bösen dargestellt wird, erscheint er in Filmen, Comics, Cartoons und Zeichnungen oft als komische Figur. Die Diskrepanz zwischen den sprachlichen und den visuellen Repräsentationen Hitlers führt Butter auf unterschiedliche Traditionen der jeweiligen Darstellungsform zurück. Er zeigt, dass die Komik zahlreicher visueller Hitlerdarstellungen nicht daraus resultiert, dass Hitlers Äußeres inhärent komisch ist. Sie liegt vielmehr darin begründet, dass Hitlers Zeitgenossen in ihm anfangs eine schlechte Kopie des Komikers Charlie Chaplin sahen.

Pascal Pilgram beschäftigt sich mit den Grenzen der Semiotik und beantwortet daher die Frage, ob die Differenz zwischen sprachlichen und visuellen Zeichen auch semantische Unterschiede bedingen könne, anders als Butter. Pilgram, der sich insbesondere mit den Arbeiten Hermann Schmitz' und Helmuth Plessners auseinandersetzt, erörtert das Verhältnis von leiblichem Ausdruck und sprachlichem Zeichen am Beispiel des kulturwissenschaftlichen Konzepts der Verkörperung, das sowohl den Ausdruck als auch das Zeichen beinhaltet. Da die Verkörperung die Differenzen und Grenzen zwischen Ausdruck und Zeichen dynamisiert und produktiv macht, öffnet sie Pilgram zufolge eine Möglichkeit zu interdisziplinärem Arbeiten.

Katrin Amian setzt sich mit der aktuellen Diskussion um die Wieder- bzw. Neuentdeckung der Peirce'schen Philosophie auseinander und führt in Grundzüge seines semiotischen Pragmatismus ein. Am Beispiel von Toni Morrisons Roman *Beloved* legt sie dar, wie der semiotische Pragmatismus für die Literaturwissenschaft nutzbar zu machen ist und zu einem neuartigen Verständnis literarischer Texte führen kann. Sie zeigt exemplarisch die Möglichkeiten eines konstruktiven Dialogs zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie auf, macht jedoch auch die Grenzen einer Peirce'schen Textlektüre sichtbar.

Remigius Bunia problematisiert in seinem Beitrag das Saussure'sche Zeichenmodell und entwirft eine alternative Geschichte der Zeichenmodelle. Indem er die geisteswissenschaftlichen Strömungen in rhetorische und dialektische unterteilt, differenziert er zugleich zwischen analytischen und poststrukturalistischen Zeichenmodellen. Die Lösung für die Probleme der alten Modelle sieht Bunia in kybernetischen oder operationalen Varianten, die er an Niklas Luhmanns Zeichentheorie exemplifiziert.

Vor diesem Hintergrund leistet der vorliegende Band somit dreierlei: Neben den fachspezifischen Einzelanalysen bieten die Aufsätze in ihrer Gesamtheit eine Einführung in verschiedene Teilbereiche, Theoreme und Konzepte der Semiotik. Darüber hinaus können mit der Semiotik bereits vertraute Leserinnen und Leser aller Disziplinen in einen produktiven Dialog mit den vorliegenden Texten treten und deren Argumentationslinien und Ergebnisse nachvollziehen, bestätigen, in Frage stellen oder auch verwerfen. Die Semiotik würde sich so

einmal mehr als ein vortreffliches Mittel für den interdisziplinären Austausch erweisen.

Bibliographie

- Bal, Mieke. *Travelling Concepts in the Humanities: A Rough Guide*. Toronto: U of Toronto P, 2002.
- Morris, Charles W. „Foundations of the Theory of Signs“. *Writings on the General Theory of Signs*. Hg. Thomas A. Sebeok. Paris: Mouton, 1971. 14-17.
- Nöth, Winfried. *Handbuch der Semiotik*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, 2000.